



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.



Nr. 42.

Wiesbaden, den 4. November 1898.

III. Jahrgang.

Aus Dinas Tagebuch.

Von Taurof.

(Nachdruck verboten.)

25. September. Ach Du mein liebes gutes Tagebuch, Du, dem ich, seitdem ich verheirathet bin, nur hübsche, reizende Sachen anvertraut habe, wenn Du nur wüßtest, was mir passiert ist. Ich bin böse auf Max, schrecklich böse. Er hat mich auf die Jagd geführt, wie, . . . wie seinen Hund. Ich wollte nicht. Ich wollte absolut nicht.

„Wie? rief ich, „ich . . . ich sollte ein harmloses Thier tödten, das mir nichts zuleide gethan hatte, ich, die keins essen würde, wenn's nicht so gut schmeckte! Nein, nein, da ist gar nicht dran zu denken. Und dann sollte ich vielleicht auch so grobe, schwere Schuhe tragen, wie Du sie hast, und einen so scheußlichen Rock mit so vielen Taschen, und . . . und . . .“

„Aber nein, Weibchen!“, sagte er, „es giebt doch ganz reizende Jagdstüme für Damen, es . . .“

Ich aber „nein, nein, nein . . .“

„Ich hätte es nur zu gerne gehabt, daß Du mitkäme, damit ich nicht so allein . . .“

„So allein! bleib einfach hier, wozu brauchst denn Du auf die Jagd zu gehen.“

„Wozu? wozu? Weil ich ein leidenschaftlicher Jäger bin . . . Weil Du das auch wußtest, als wir uns verlobten und weil Du mir versprochen hast, mir diese Freude zu lassen.“

„Ja als wir noch nicht verheirathet waren! Was man aber vor der Ehe verspricht, das braucht man in der Ehe nicht zu halten.“

„Oho! Oho!“

„Ja, gewiß. Und wenn Du mich lieb hast, bleibst Du zu Hause und läßt die bummer Jagd sein.“

„Glaubst Du? Mein liebes Kind; ich habe Dich sehr, sehr lieb, aber — auf die Jagd gehe ich doch.“

„Gut, dann geh, geh!“ rief ich und schloß mich weinend in mein Zimmer.

26. September. Sonderbar. Als ich zufällig durch die Friedrichstraße ging, sah ich ein reizendes Costüm. Kurzer Faltenrock aus dunkelblauem Tuche. Ein entzückendes Bolero. Ein kokettes Tirolerhütchen. Mit einem Worte, himmlisch. Ich denke, es ist ein Rablerkostüm. Ich trete ein. Nein. Es ist ein Jagdkostüm . . . Ich habe es natürlich nicht gekauft. Ehe ich auf die Jagd gehe, lieber lasse ich mich scheiden.

27. September. Das Kostüm ist lächerlich theuer. Es ist nicht dran zu denken. Nur das Tirolerhütchen, das habe ich mir gekauft. Es ist zu wundernett. Morgen schicken sie's mir.

28. September. Sonderbar. Nun war das Hütchen da. Es paßte absolut nicht zu meiner Frisur. Ich muß sie ändern. Sie mußte niedriger werden; mit glattem Scheitel. Ich trete ins Schlafzimmer ein.

„Donnertwetter“, sagt Max, „ist das eine famose Frisur!“

„Wirklich. Na sieh' Dir's mal erst an, wie mir der Hut dazu steht, und ich setzte ihn auf.“

„Aber Liebchen, das ist ja . . .“

„Ein Jagdhut“, nickte ich beschämt, „aber das Kostüm dazu ist schauderhaft theuer!“

Da hättest Du ihn aber sehen sollen, Du liebes Tagebuch. Stürmisch sprang er auf, stürmisch fiel er mir um den Hals.

„Das ist schön von Dir! Das ist lieb, das ist gut, daß Du mit auf die Jagd willst.“

Ich? ich hatte doch kein Wort davon gesagt, aber . . . die Freude konnte ich ihm doch nicht verberben: morgen schicken sie mir das Jagdkostüm.

29. September. Ich habe mein Kostüm. Ich habe meinen Waffenpaß. Einen ganz niederträchtigen Paß: Figur: gewöhnlich; Nase: gewöhnlich; Stirne gewöhnlich. Besonders galant scheinen diese Herren von der Polizei nicht zu sein.

5. Oktober. Ich habe debütiert. Max hat mir das Gewehr geliehen. Ich habe einen Forstgehilfen mit. Auch einen Hund. Ich sehe zum Entzücken aus. Max hat es gesagt. Und die übrigen Jagdgäste finden es auch.

1/9 Uhr. Wie? ich kann noch schießen! Nach dem Schläge! Ich schoß los. Beide Augen kniff ich dabei zu und erhielt einen Schlag auf Wade und Schulter, daß ich nur so zurücktaumelte. Und einen Knall gab es, ich glaube, ich bleibe all mein Lebtag taub. Und blaue Flecke kriege ich gewiß. Ganz gewiß.

3 Uhr. Ich möchte doch gerne wieder auf etwas schießen. Aber auf was? Jetzt, wo ich Lust dazu hätte, ist nicht der arm-seligste Hase zu sehen, von einer Schnepfe gar nicht zu reden.

5 Uhr. Paff! Mein Schuß ging los und der aus dem Gewehre des Grafen K. auch. Eine Schnepfe fiel getroffen zu Boden. Ich habe sie getroffen. Der arme Graf K., sein Schuß ging fehl. Und mein Mann rühmt ihn als einen so sicheren Schützen. Na, mir imponirt er nicht.

6. Oktober. 9 Uhr durch. Unglaublich. Ich habe heute schon 4, sage vier Schnepfen geschossen. Mein Mann wird Augen machen. Das Komische ist, daß der Graf immer zugleich mit mir schießt und nie etwas trifft. Ein so miserabler Schütze ist mir noch nicht vorgekommen. Mergerlich aber ist die Sache doch. Der Hund nämlich, der apportirt die Schnepfen nur ihm und niemals mir. Es giebt nichts Dümmeres als so ein Hundvieh.

10 Uhr. Der Graf ist zu ungeschickt. Da hat er eine Schnepfe verschreckt. Ich habe ihm aber gründlich meine Meinung gesagt. Wenn er schon selber nicht zu schießen versteht, soll er doch wenigstens den andern Jägern nicht den Spaß verderben. Von meiner Seite solle er machen, daß er fortomme.

11 Uhr. Merkwürdig. Es ist wie abgeschnitten. Seit der Graf von meiner Seite gewichen ist, ist alles wie verheert. Ich treffe nichts mehr. Ich sehe es immer mehr ein. Die Jagd ist eine Glücksfalle. Ich ziehe doch nur exakt.

Aber nichts. Nichts.

3 Uhr Nachmittag. Wir haben gefrühstückt. Die Jagd nimmt ihren Fortgang. Mein Mann hat mich über mein Jagdpech getröstet und mich mit dem Grafen wieder versöhnt. Ich war wirklich nicht nett gegen ihn.

4 Uhr. Waldbmanns Heil! Diesmal ist es wiedergekommen; das Glück. Sobald der Graf gleichzeitig mit mir schießt, treffe ich alles. Der Mann ist ein Talisman. Und ärgert sich nicht einmal, daß er gar nichts, aber auch nie etwas trifft. Der gute Kunge muß stets an meiner Seite bleiben.

7. Oktober. Ich habe durch meinen Talisman noch vier Rebhühner, und ohne sie noch etwas geschossen. Ein Huhn! Ich weiß nicht, wie ein Huhn da mitten aufs Feld kommt. Ich schieße; pass — liegt es da. Im selben Augenblick stürzt ein Bauer hervor, schreit wie nur ein Bauer so schreien kann, als ob die Henne da seine eigene Schwester gewesen wäre. Mein Mann hat ihm ein Goldstück gegeben und auch die Henne gelassen. Die Henne wenigstens hätte ich gerne mitgenommen. Ein gutes kräftiges Suppenhuhn. Mein Mann aber und auch die übrigen Herren versicherten mich, ein echter Jägermann thue das nicht.

Bin ich ein Jägermann?!?

10 Uhr. Ein Hase!

Ein Hase!

Ein Hase!

Ich habe einen Hasen geschossen! Der Hase, der Hund, die Jäger und ich, wir waren alle ganz pass darüber. Der Hase auch, denn der lebte und zuckte noch. Ich hätte das Thier nicht angerührt, nicht um eine Million. Ein Treiber hob den Hasen auf, nahm ihn an den Ohren und wollte ihm mit einem Knüttel den Garaus machen. Ich aber fiel ihm in den Arm. „Glender Kerl“ schrie ich, „so ein armes Thier will er töten.“ Dann nahm ich den zappelnden Hasen, streichelte ihn und — einen Augenblick später war er todt. Offenbar hatte ihn der Schreck über den Bauernlimmel gelöst.

Die übrigen Jagdgenossen bereiteten mir, als sie beim Rendezvous meinen Hasen sahen, eine Ovation.

Als ich ihnen meine Geschichte erzählte, lachten sie alle. Sie lachten! und mein Mann lachte mit.

„Und eines merke Dir,“ sagte er, „ein Hase hat keine Ohren.“

„Aber lieber Mann,“ sagte ich ihm. „blamire Dich doch nicht. Da sind sie ja.“

„Nein,“ entgegnete er. „Das sind seine Löffel.“

Löffel?! Für so dumm hält man mich, daß ich nicht wissen soll, was Ohren und was Löffel sind. Nein, mein lieber Mann. Und ich sagte ihm ganz energisch meine Meinung, und die anderen lachten und lachten, daß ich ganz wüthend wurde darüber.

Ich gehe auch nie wieder auf die Jagd. Nie wieder. Und ich...

... ich verzeihe es auch meinem Manne nicht, daß er mich mitgenommen hat.

Nie! nie! Wie ich mich doch so gestraußt habe...

Ein Schlauberger.

Von Paul Crio.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe einen ganz trefflichen Freund, Zsibor Patrique. Er ist jetzt einer der außersehnsten Gentlemen von Paris. Aber bevor er das wurde. Ach du lieber Gott! Da saß er auf einem lebernen Großvaterstuhl im Ministerium. Und dafür, daß er jeden Morgen diesen alten Sorgenstuhl drückte, empfing er monatlich netto 123 Frs. und 80 Centimes. Damit reichte er gerade soweit, daß er an jedem Monatsende dem Hungertod nahe war, obgleich er sich Tag für Tag fürchterlich einschränkte.

Einige Monate hielt Patrique das auch aus. Er theilte sein Budget mit der Dezimalwaage ein und aß in einer der niederträchtigsten Kneipen zu Mittag.

Aber auf die Dauer!

Wer hält denn die Küche dieses Restaurants, die einen absolut nicht restauriert, aus. Unser Freund Patrique hatte außerdem einen Maktönenmagen. Seine Wünsche verstiegen sich gar nicht hoch. Er wollte nur wieder einmal „zu Hause“ essen, an seinem eigenen Tisch. Er wollte sich seine Gerichte selber aussuchen, gesund und kräftig „füttern“.

Mein armer Patrique trug seine Leiden im stillen und aß weiter für 18 Sous zu Mittag.

Eines Tages wollte es das Unglück, daß ihn einer seiner Freunde zu Tische lud. Patrique war außer sich vor Vergnügen. Er umarmte innerlich die Schüsseln, die man ihm auftrug und schlürfte beglückt ihren entzündenden Duft ein.

Und einen unheimlichen Appetit entwickelte er.

„Der reine Menschenfresser“, erklärte die Hausfrau, als er fort war. „Der arme Kerl hat mindestens seit 14 Tagen keinen warmen Böffel bekommen!“

Patrique ging in einer Art Trunkenheit nach Hause. Es war ihm, als hinge der Himmel voll ähnlicher Diners und als seien die alle bestimmt, auf ihn niederzufallen.

Am anderen Tage mußte er wieder in seine Kneipe. Er stockerte in der halben Portion Braten, die man ihm in einer weißlichen Sauce vorgelegt hatte, herum.

„Nein, dieses Diner gestern Abend!“

Auf seinem Bureau legte er den Kopf in die Hände und überließ sich tiefen Betrachtungen.

Plötzlich hob er den Kopf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Den Entschluß sich einladen zu lassen und zwar Abend für Abend!

Hatte er nicht hundert Kollegen im Ministerium? War die Zahl seiner Freunde und Bekannten in der Stadt nicht beinahe ebenso groß? Und was brauchte er denn mehr?

Er sprang in einer unbeschreiblichen Erregung auf.

Ja wohl, das war's!

Aber wie fing man denn das anständiger Weise an, sich einladen zu lassen? Ging er unter irgend einem Vorwande um die Mittagstunde Besuche machen, so riskierte er einen kräftigen Hinauswurf und galt noch obendrein für einen unschicklichen Menschen.

„Aber wie wär's, wenn er hinginge und reithum seinen Kollegen zum Namensstage beglückwünschte? Es kostete ihm nur eine mäßige Ausgabe für ein kleines Bukett und er war wieder quitt!“

Freilich. Es konnten mehrere Leute am selben Tag Namensstag haben. Und er blühte bei dieser Spekulation eine Anzahl Nummern ein, die er brandschlagen konnte.

„Ach was,“ entschied er sich plötzlich, „das ist diesen Leuten ihr Pech. Ich werde ganz aufs Geratewohl zu meinen lieben Freunden, meinen guten Bekannten gehen. Ich werde mich den Ruckel um ihren Vornamen scheeren. Was kann ich dafür, daß man den Namensstag zum Vorwand nehmen

Unter geehrten Leserinnen werden höchst erucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden und durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungslektüre dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!



muß, ihnen Glück zu wünschen.. Mit ein bißchen Unverschämtheit wird das schon gehen.

Es war sechs Uhr. Patrique hatte sich fein ausgebürstet, ein mäßiges Buettschen für 60 Centimes erstanden und nun stand er vor der Behausung seines Freundes Durec, einem niedlichen bürgerlichen Häuschen, in Batignolles oben.

Er schellte.

„Meine Kleine, wollen Sie dem Hausherrn melden, sein College Patrique ist da.“

„Er wartete im Vorzimmer und hörte wie das Böfchen meldele:

„Ein Herr Eric . . . Eric . . . ein Herr mit einem Buettschen.“

Man wollte gerade zu Tisch gehen. Der Hausherr war ein Bißchen ungehalten. Aber bei der Hausfrau gab das Buettschen den Ausschlag.

Durec erhob sich: „Ich lasse bitten . . . Ah, mein lieber Patrique!“

„Mein verehrter Durec, in Anbetracht unserer herzlichen Beziehungen, habe ich nicht verfehlen wollen, Dir zu Deinem heutigen Festtag Glück und Segen zu wünschen.“

Und er schwenkte sein Buettschen.

„Wieso? Was für ein Festtag!“ stotterte Durec verblüht.

„Nun, das Fest unseres heiligen Peter.“

„Unseres heiligen Peter? Famos, aber ich heiße doch Julius . . . Julius, August, Benjamin heiße ich.“

Er brach in ein schallendes Gelächter aus und Nina desgleichen.

„Ach, das ist ja ganz ausgezeichnet! Was? Du wußtest nicht, daß ich Julius heiße?“

Patrique nahm sein dümmstes Gesicht an; es wurde ihm wirklich etwas schwül, und würgte mit Mühe die Worte hervor:

„Oh! Das ist stark! Ah . . . Julius? . . . Bist Du denn aber auch ganz sicher, daß Du wirklich nicht Peter heiße?“

„Ja, da bin ich wirklich ganz sicher.“ Und die beiden amüsierten sich wirklich von Moment zu Moment mehr.

Patrique macht ein so grämliches, ein solches Märtyrergesicht, daß ihm Durec schließlich aus der Verlegenheit hilft.

„Weißt Du, das ist aber trotzdem sehr liebenswürdig von Dir.“

„Jawohl, der gute Wille bleibt doch immer bestehen,“ meinte dann auch Madame sofort.

„Nein, nein, das ist wirklich zu arg. Ich hätte mir den Kopf abschneiden lassen, daß Du Peter heiße. Ich bin außer mir, ich bin ganz durcheinander, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädige Frau, aber so werfen Sie mich dummen Kerl doch hinaus, gnädige Frau, der nur hergekommen ist, um allen Leuten die gute Laune zu verderben.“

„Dummes Zeug, mein Lieber,“ meinte jetzt Durec entschieden, „Du wirst Dich mit uns zu Tische setzen. Ich freue mich sehr. Das ist eine ausgezeichnete Gelegenheit. Du kannst gleich mit meiner Frau Bekanntschaft schließen.“

Und was sage ich Ihnen, dieses Opferlamm Patrique macht ein so verdammtes Gesicht, daß man sich die größte Mühe giebt, ihm mit Liebenswürdigkeiten über die peinliche Situation hinwegzuhelfen. Man drückt ihn, man hätschelt ihn wie ein kleines Kind. Um 10 Uhr geht mein Patrique kreuzfidel nach Hause.

Freund Durec hat seine Sache sehr brav gemacht. Er hat ein kleines Weinchen im Hause! Oh! Lalala! Und sein Frauchen entschuldigte sich noch: „Wir können gar keine Umstände machen.“ Patrique seinerseits erschöpfte sich in Dankesworten, man geht ganz entzückt auseinander. Und zu guter Letzt meint Madame an der Hausthür:

„Uebrigens vergessen Sie nicht, mein Lieber, nun müssen Sie auch kommen und ihm zu seinem wirklichen Namensstage gratulieren. Es ist das Fest des heiligen Julius, am 12. April.“ „Aber gnädige Frau, seien Sie sicher, das vergesse ich nicht.“

Und dieser Patrique hat nun ein ganzes Jahr mit einer unheimlichen Virtuosität es fertig gebracht, rundum bei seinen Freunden Dinners zu schinden.

Es ist thatsächlich nichts, garnichts ist passiert. Und da er zu den Leuten gehört, in deren Wiege eine gute Fee gestanden hat, so hat er noch das unverschämte Glück gehabt und bei einem solchen geschundenen Diner die Bekanntschaft einer schwerreichen Erbin gemacht. Er hat ihr schließlich seinen Namen gegeben und das gestattet ihm, jetzt der erlauchteste Gentleman zu sein, der unser Pariser Pflaster tritt.



Der Pseudoschinken und der Segensthaler.

(Nachdruck verboten.)

Stodfinster wars. Ein Wetter, daß man keinen Hund rausjagen möchte. Der Sturm rüttelte an den Straßenlaternen und blies die Flammen zur Seite. Dazwischen prasselte der Regen hernieder und klappte gegen die Fenster, auf die Dächer und gegen die Häuserfronten. Ein echtes Spitzbubenwetter.

Zwei Männer, Baffermannsche Gestalten, sie schienen sich bei solchem Wetter recht wohl zu fühlen. Die Hände bis zu den Ellenbogen in die Taschen versenkt, die Rocktragen hochgeschlagen, die Mützen übers Gesicht gezogen, so durchschrittten sie, leise mit einander sprechend, mehrere kleine Nebenstraßen im Norden Berlins, bis sie endlich vor einem niedrigen, ziemlich verfallenen Hause, an dem sich eine rote Laterne befand, Halt machten.

„Un id sage Dir,“ hörte man den Einen sprechen, „Jeder muß heute sehn, daß er zu wat kommt. Et is zuerst das Beste, vor sich zu sorgen, daß heest vor seinen Pausch (Magen), denn kein Mensch kann wissen, wat die Zukunft bringt. Id habe eene Höllenangst, daß die Zeiten noch miserablicher werden können.“ — „dat kann woll stimmen,“ entgegnete der Andere, „aber wat anfangen.“

Schritte wurden vernehmbar, und als am Straßenende die Uniform eines Schuhmanns sichtbar wurde, verschwand der Eine in dem bezeichneten Hause, in dem sich eine „Penne“ befand, während der Andere sich schleunigst entfernte. Wenige Häuser weiter, und er machte vor einem Geschäftsfloze Halt, über welchem mit großen Lettern die Worte „Delicateffen und Süßfrüchte“ zu lesen waren.

Bald finden wir eine gänzlich veränderte Situation: Ein Schuhmann stieß einen rabiat aussehenden Menschen, der einen Schinken unter dem Arm trug, vor sich her und ließ hierbei die schrillen Töne seiner Rothpfeife die Luft durchdringen. Bei genauer Beschäftigung aber hatten wir es nicht mit einem veritablen Schinken zu thun, sondern nur mit der Brotkruste eines sog. Prager-Schinkens, der als Schaustück und als Auslage zu dienen hatte.

Wegen Einbruchdiebstahls hatte sich nun kürzlich der Arbeiter Luis Mottel vor dem Schöffengericht zu verantworten. Die Verhandlung nahm folgenden Verlauf:

Vors.: Sie heißen Mottel und sind mehrfach vorbestraft. Ihre Akten schildern Sie als einen recht netten Menschen. Sie werden doch nicht versuchen wollen, Ihre Schuld zu leugnen.

Bei Bestellungen und Einkäufen von Waren wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Die zu lesen!

Angekl.: Un doch! Ich bin diesmal ganz gewiß so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind.

Vors.: Aber Angellager, machen Sie uns doch nichts vor. Der Bante, der Sie verhaftet, erklärt sich bereit, zu bezeugen, daß er Sie im Geschäftslotal mit dem Pseudoschinken unter dem Arm über die geöffnete Ladentasse gebeugt, angegriffen hat, und daß Sie in der Hand ein 3 Markstück hielten und zwar einen sogenannten Segenshaler.

Angekl.: Wenn auch der Schein gegen mich ist, so bin ich dennoch unschuldig. Ich hatte Sie nämlich mächtigen Hunger und zwar insbesondere Appetit auf Prager Schinken, der immer in die Zeitungen so angepriesen wird. Da die Geschäfte schon zu waren, verabschiedete ich mich von meinem Freund Frihe, um hing nach der Geschäft, wo mir der Schuhmann auch getroffen hat. Die Thüre war halb injektirt. Ich ging rein, nahm mir den Schinken, und wollte ihn mit zwei Mark 50 bezahlen. Da ich nun noch gerade einen Thaler hatte und auf Bier etwas brauchte, zum Nachtrinken, öffnete ich die Kasse, bloß um zu wechseln. In dem Augenblick aber fühlte ich meinen Körper unsanft berührt und erblickte einen Blauen.

Vors.: (Unterbrechend) Sprechen Sie von unserer Polizei ehrerbietiger, sonst...

Angekl.: ... Na ja, also einen Schuhmann, der mir aber nicht floobte, trotzdem ich ihm mein Ehrentwort gab.

Vors.: Ihre Darstellung ist ganz hübsch erfunden, aber sie entspricht nicht den Thatsachen. Die Vernehmung des Geschäftsinhabers ergibt, daß der Laden an allen Eingängen fest verschlossen war und daß in der Kasse gerade ein Thaler gelegen habe mit der Aufschrift „Segen des Mansfelder Bergwerks.“ Sie haben also den Eingang erbrochen, wie auch die Spuren deutlich zeigten, die Kasse geleert und sind dann erwischt worden. Wer weiß, was Sie sonst noch alles hätten mitgehen heißen.

Wenn Sie mir nicht flooben wollen, kann ich Ihnen nicht helfen. Ich bin überzeugt, hier geschieht ein Justizmord.

Vors.: Die Thatsachen sprechen für Ihre Schuld. Sie sind verurtheilt!

Bei der Urtheilsverkündung, die auf ein Jahr Gefängniß lautet, blickt der Angeklagte sehnlich nach einem Seitentischchen, auf welchem die Schinkenbrüste und der Segenshaler liegen, und bricht in die Worte aus: „Et wäre so schön gewesen, es hat nicht sollen sein.“



Allelei Humoristisches.

Treffenb.

(Unterhaltung zweier Balletteusen.)

„Es ist doch sonderbar, daß die Herren so für die Tricots schwärmen.“

„Na, daran finde ich nun nichts Sonderbares.“

„So, liest Du denn die Wurst oder die Pelle?“

*

Amerikanische Offiziere.

Dame: Wie? Erst zweiundzwanzig Jahre sind Sie alt und schon Major? Das ist ja erstaunlich!

Major Smith: Das ist noch gar nichts, mein Fräulein. Wenn mein Papa statt zehn Millionen, sagen wir: dreißig hätte, würde mich wahrscheinlich der Präsident gleich zum Oberst-Lieutenant ernannt haben.

Auch eine Ausrede.

Richter: Sie sollen ohne jeden Grund den Kläger mit großer Behemung aus dem Lokal geworfen haben. Was haben Sie darauf zu erwidern?

Hausknecht: Bei der allgemeinen Rauferei muß er mir ganz unversehens unter die Hände gekommen sein.

*

Ein unsympathischer Kerl.

1. Student: Unsympathischer Kerl, der Meier!

2. Student: Unsympathisch? Wieso denn?

1. Student: Weil er meinem Schneider verteuflert ähnlich sieht.

*

Variante.

Vorsicht ist die Mutter der — — Weisheit.

*

Ein Pessimist.

Die Schönheit hat Fräulein Mohnhaupt von ihrer Mutter.

Also auch nicht 'mal Original.

(„Robold“.)

*

Einfache Erklärung.

Also jetzt hat Deine Alte nichts mehr dagegen, daß Du trinkst? Wie kommt denn das?

Jetzt sauft sie auch.

*

Ein feines Restaurant.

Gast: Kellner, das Rebhuhn ist ja vollständig verdorben.

Kellner: Das ist aber merkwürdig; ich dachte es wäre der Lachs von dem Herrn gegenüber, der so roch.

*

Neuer Ausdruck.

„Wohin habt Ihr denn Eure Hochzeitsreise gemacht, Ella?“

„O, wir sind so'n bißchen durch Tirol und die Schweiz gestunnelt.“



Bei der Versteigerung
- Zwanzig Mark sind geboten! - Zum ersten - zum
zweiten - und - - zum dritten Mal! Wo ist der Meistbieter?